



# Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 6.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1921.

## Die Geestbrücke bei Bremervörde.

Von

Landwirt Aug. Bachmann, Bremervörde.

Unmittelbar bei der Stadt Bremervörde wird das Niederungsgebiet, das unsern Regierungsbezirk vom Elb- zum Wesertal durchzieht und ihn in fast gleiche Hälften teilt, von einem hier eine Geest- oder Diluvialbrücke bildenden Höhenrücken in Ost-Westrichtung durchquert. Dieses Brückengelände, das an seiner breitesten Stelle etwa 3 Kilometer mißt, besteht aus einer Kette von Hügeln, die sich aus den Niederungen erheben.

Aus dem östlichen Geestkoniplex unseres Regierungsbezirks kommend, stößt man nahe bei Heseedorf auf das erste Glied dieser Kette, das kompakte Erhebungsgebiet des „Börderfeldes“. Ueber dessen kahle Hochfläche hinweg gelangt man zu der mäßig hohen Erhebung, auf der das „Osterende“ der Stadt liegt. Hier durchbricht dann die Oste, in drei Arme sich teilend und eine Seichtstelle, die schon früh als Furt benutzt wurde, bildend, das Geestbrückengelände. Gleich westlich der Oste erhebt sich der Hügel mit der Stadt Bremervörde, der im Norden durch eine Wiesenniederung von den Geesthöhen der „Friesenburg“ und des „Neuen Feldes“ getrennt wird. Vom „Neuen Felde“, auf dessen südlichem Ausläufer der Stadtteil Westerende liegt, leitet der mäßig hohe „Röppelberg“ zu den höchsten Gliedern der Geestbrücke, der Höhe (33 Mtr.) und dem Steinberg (30 Mtr.) über, die durch einen Ausläufer mit dem „Fohberg“ und andern Erhebungen im Westen in Verbindung stehen. Kranzartig umschließen diese Höhen die mitten im Brückengelände liegende Niederung des „Finkenmoores“. Ueber den „Glinde Berg“ und die Erhebung mit dem Dorf Glinde, die das Becken des ehemaligen Glinde Sees umschließt, hinweg geht das Brückengelände in das westliche Geestgebiet unseres Regierungsbezirks über. Nördlich und südlich sind der Geestbrücke, gleichsam als schützende Behre, Geestinseln vorgelagert, auf denen die Dörfer Nieder-Nichtenhausen (im Norden), Enges und Spreckens (im Süden) liegen.

Bei Betrachtungen über die Entstehung dieses Geländes muß man sich weit zurück, und zwar in die Zeit der großen Hauptvereisung versehen. Die Entstehungsart der einzelnen Erhebungen ist durchweg eine gleiche. Das Inlandeis, das in der Zeit der Hauptvereisung — die letzte Vereisung hat unser Gebiet nicht mehr erreicht — unsere Heimat mit einer gewaltigen Eisdecke von vermutlich 400 Mtr. Mächtigkeit überzog, schüttete aus dem mitgeführten ungeheuren Geschiebematerial die einzelnen Hügel unseres Geestbrückengeländes auf. Ueberstreut wurde es dabei mit großen Felsbrocken, den erraticen Blöcken oder Findlingen, die neben Granit, Gneis und anderen kristallinen Felsgesteinen auch, wie ich kürzlich feststellen konnte, aus Konglomeraten bestehen. Diese setzen sich aus runden, mehr als faustgroßen Stücken von Quarzit, Granit und Kiesel oder fast ausschließlich aus Stücken des gelben Einfelds zusammen. Das gesamte Geschiebematerial wurde von den Gletschern in ihren untersten Schichten fortbewegt, so daß wir es hier mit Grundmoränenablagerungen und demgemäß mit einer Grundmoränenlandschaft zu tun haben.

Die heutige Oberflächengestaltung erhielt unser Brückengelände aber erst durch die beim Abschmelzen der gewaltigen Eismassen abfließenden Schmelzwasser. Diese glätteten und rundeten die Erhebungen und ließen überall die geschichteten Sande entstehen. Wo das Wasser an steilen Rändern oder in

Spalten des Eises hinabstürzte, bildeten sich die runden Ausstrudelungslöcher, die sogenannten Sölle, die sich auf unserem Brückengelände mehrfach finden und gewiß schon manchem aufgefallen sind. Das Börderfeld, die Friesenburg und der Steinberg weisen diese kesselförmigen Vertiefungen auf. In manchen Fällen sind dieselben aber auch dadurch entstanden, daß große Eisblöcke von den Sanden der Schmelzwasser überdeckt wurden und später langsam abschmolzen, wobei die lose Sanddecke einstürzte. In den Niederungen unseres Geländes bahnten sich die Schmelzwasser ihren Weg; sie furchten dieselben tiefer aus und schufen so die noch heute herrschende Landschaftsform.

Die Landschaft dieses welligen Geländes ist denn auch recht abwechslungsreich und entbehrt nicht ihrer Reize. Das „Börderfeld“ mit seiner kahlen Hochfläche macht zwar keinen sehr vertrauenerweckenden Anfang; doch schon an seinen Rändern gibt es herrliche Landschaftsbilder, so das am mächtigen „Hornerholz“ entlang führende Tal des Pulvermühlensbaches mit der alten Walzmühle und den Mühlenleichen, dann die am Fuße des „Börderfeldes“ sich hinziehende Trift. Die Erhebung des Borwerkes beschatten beim ehemaligen Borwerkschhof alte Eichen, sonst ist sie von einem jüngeren Tannenbestand bedeckt. Umrahmt wird sie von Wiesenflächen, durch die von Süden die Bever sich heranwindet, während sie an der Westseite von dem breiten Silberband der Oste durchzogen werden. Im Norden von Bremervörde durchschneidet diese ein weites Wiesental mit einer sich im Frühling entfaltenden ungeheuren Blütenpracht; im Winter aber läßt diese Niederung die umrahmenden Höhen sich in einer blanken Wasseroberfläche spiegeln. Mit seinem Steilrand erhebt sich der Friesenburghügel aus diesem Tal, gekrönt von einer Häusergruppe mit roten Ziegeldächern. Eine Friesenburg soll hier gestanden haben. Dann der Steinberg, schmale Waldstücke auf seinem Gipfel tragend, und die hochgelegene Höhe mit ihren dunklen Tannen, ihren lichten Buchenbeständen, ihren knorrigen Eichen, im Herbst sich mit Farben über Farben bescheidend. Neues Feld und Fohberg sind von Feldern ganz wie mit Teppichen belegt. Mitten im ganzen Gelände liegt der Stadthügel; die Kirche hoch darauf thronend, um sie herum die Häuser, schlichte Bürgerhäuser, darunter mehr als 200 Jahre alte mit verzierten Fachwerkgiebeln und schmucke Willen in lebhaften Farben. In den Niederungen zwischen den Höhen fließen kleine Gewässer durch Schilf und Schachtelhalme. Zu beiden Seiten des Brückengeländes aber dehnt sich, buchtenartig hineinfassend, das unendliche Moor, das im Frühling sich mit jungem Birkengrün schmückt, im Spätsommer aber, wenn die Heide ihre kleinen Blüten erschließt, ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit hervorzubereitet.

Der wechselvollen Landschaft gemäß bietet unser Brückengelände auch eine Flora von großer Verschiedenartigkeit. Auf den Höhen genüßsame Heidepflanzen, in den Wäldern unter andern Lebensbedingungen die Waldflora, auf den Feldern die Kulturpflanzen und die mit ihnen eingeführten Unkräuter, in den Niederungen eine Wiesen-, Moor-, Sumpf- und Wasserflora. Die fossile Flora, die Pflanzenwelt vergangener Zeiten, ist in den diluvialen Ablagerungen nur schwach, im Torf dagegen stärker vertreten.

Die Tierwelt paßt sich den Geländeverhältnissen in ähnlicher Weise an. Berg und Tal, Wald und Moor, Sumpf und Wasser haben ihre Fauna, die dem Zoologen ein reiches Studienfeld bietet. Die fossile Fauna ist überwiegend durch Meerestiere vertreten, die besonders in kreidezeitlichen Formen einen außerordentlichen Reichtum entfalten. Von der Torffauna konnte ich bisher nur Insektenarten feststellen.

Schon früh war das Bremervörder Gelände vom Menschen besiedelt; aufgefundenen Stein-, Bronze- und Eisengegenstände zeugen von ihm. Selbst Holzgeräte vorgeschichtlicher Zeit wurden am Rande des Friesenburgermoores gefunden, ferner Scherben von Tongefäßen, Gebrauchsgegenstände und Urnen, die aus den Zeiten der Leichenverbrennung stammen. Die auf unserem Gelände noch vorhandenen wenigen Grabhügel gehören höchstwahrscheinlich durchweg der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit an.

Bei dem Handels-, Verkehrs- und Kriegswesen, das sich in geschichtlicher Zeit in unserer Gegend entwickelte, wurde die in den unwegsamen Mooren gelegene Geestbrücke als die einzige Verbindung zwischen Ost- und Westhälfte unseres Regierungsbezirks schon früh mehr und mehr in Anspruch genommen. Die Seichtstelle in der Oste wurde bereits im frühesten Mittelalter als Furt benutzt und gab dem daran entstandenen Orte den Namen Börde, aus dem dann später unter den bremischen Nachhabern Bremervörde wurde.

Zur Beherrschung des schmalen Brückengeländes, das zwischen den unwegsamen Mooren eine kurze Verteidigungslinie bildete, entstand hier bald ein festes Schloß, das Schloß Börde, das später von den Erzbischöfen von Bremen noch mehr verstärkt wurde. Heere verschiedener Herren nahmen ihren Weg über Bremervörde, und oft genug entwickelten sich Kämpfe um den Besitz dieses wichtigen Punktes. Kanonenkugeln verschiedener Größe, bis fast 30 Pfund schwer, die sich hier nicht selten, besonders in den angrenzenden Mooren, vorfinden, zeugen noch davon. Das Schloß wurde dabei zuweilen arg demoliert, und auch der Ort hatte schwer zu leiden, bis im 17. Jahrhundert unter der Herrschaft der Schweden Mauern und Wälle der Festung abgetragen wurden. Doch manches von der Anlage läßt sich noch heute erkennen.

Dem immer mehr sich steigenden Verkehrsleben entsprechend, wurde im vorigen Jahrhundert eine allen Anforderungen genügende, breite Landstraße über das Brückengelände gelegt, deren Bau besonders im Finkenmoor größere Schwierigkeiten bereitete. In der guten alten Zeit bewegten sich auf dieser Straße die Posten und Omnibusse, begleitet von den Klängen des Posthorns oder dem Peitschenknallen der Postknechte.

In unserer Zeit baute man eine Eisenbahn über das Brückengelände, und die darüber hinrollenden Züge mit Personen und Frachten zeigen, welche große Bedeutung die Geestbrücke bei Bremervörde für das wirtschaftliche Leben unserer engeren Heimat erlangt hat.

## Dat Sünnermahl.

(Gene Sage ut'n Kreis Lehe.)

Von

Fritz Husmann, Lehe.

Twischen Marschkamp un Bramel, nich wiet von 'e Geeste, stünd in ohlen Tieden noch een Dorp. Hier wahren grode Burn. De harrn düchtig Beeh — Peer, Reih un Swin. De eene wörr noch rieker as de anner.

Dat Geld aber maat de Lüch öbermüdig. Se meenen, se harrn von leenen Menschen wat mehr nödig. Un wat dat Stimmste wörr, se woll'n ook nix mehr von den leenen Gott weeten.

Nach de Kart gingen se gornich mehr hen. Se seeten leewer in'n Krog un speel'n Kort un dancen un drunten.

All's Vermahren hülp nix. Se lachen dor bloß öber.

Genmal harrn se ook mal wedder een grodet Mahl un Gelag. Win un Bramwin harrn se fallwies' utsapen. Se größten as so ne Wille.

In sine Besapenheit meene de eene spöttisch: „Wo wörr't, wenn wi den Pestorn nu ook mal twischen uns harrn? Denn könn he uns so mal richtig kenneen lehrt!“

„Dat wörr sowat!“ un se alle een dörr'n anner. „Aber woans em heftiegen? Wenn wi nix Affsonnerlichs an'n Dag gäwt, dennso kummt he nicht!“

„Ja weet wat!“ größte do eener von de Stimmsten. „Wischatt eben eenen hen und laatt seggen, he schall forts herkamen, hier wörr'n Kranken, de woll dat Abendmahl hebben.“

Un so maken se dat denn oot. Eener güng nach Elm (Eimlohe) un sü den Pestorn Bescheed, he mößt forts nach ehr Dorp herkamen; dor wörr'n Swortranken, de woll dat Abendmahl hebben.

De Pestor wunner siet nich slecht, dat von dat ruchlose Dorp eener nah em verslang. Aber in anner Wief freu he siet, dat de Lüch siet to betern schienen. He güng denn oot fortto her.

As he in dat Dorp ankeem, hör he all von wieden dat Gesuch un Geschricht. He wörr all nix Godes vermoot.

As de Lüch em kamen seegen, güng em eener in tomööt un broch em in een't von de größten Burhüser rin.

Dor gingen se in de Döng. Un do sü'n se, dor in den Alkojen dor wörr de Kranke.

De Pestor maat de Vorhänge vörweg un keet to.

Un wat sech he do? — Dor harr'n se een kranket — Swin in't Bett rinleggt.

As wenn he'n Slog kreeg, so verjag siet de Pestor.

Aber ahne veslet Besinnen güng he rut ut dat Hus.

Luten upp'n Hoff stünnen de besapenen Burn un grinsen den Pestorn to.

De eene meene sogar, wo't wörr, ob et den Kranken oot smect harr.

Do aber wörr't den Pestorn to veel. He stünd still, keet jem alle stief in de Ogen un sä mit lude Stimm, as wenn he een Prophet wörr: „Lüh, Lüh! Glöwt doch jonich, dat dat noch lange so fuddergeiht mit so ruchlos Leben! Wat si aber eben utöwt hebbt, dat is dat Stimmste von alle Jo'e Gottlosigkeit. Un si ward't sehn: düsse Schanddat is de leste! Düt Jo'e Suppelag ward oot Jo'e leste Sünnermahl wesen!“

Un denn güng he ilig wieder, ahne siet noch eenmal nah jem umtotieken. Bloß ehr Gejachter un Gehul un Gekriesch hör he noch.

Gen Beerdelstünn woll harr de Pestor gahn. Do upp'n mal verdüster siet dat üm em.

Eene dicke swarte Wolke steeg achter em upp un verdeck dat ganze gottlose Dorp.

Un denn mit'n mal bligte dat dörr de Wolken, un een hartes Donnerlag folg upp'n anner n.

De Pestor keet siet üm. Un do seech he, wo een hell'n Fürschin öber'n Dorp hochsteeg.

Dat wörr aber man'n Ogenblick, do wörr de oot weg. Un de düster Wolke wörr vertrocken. Dat wörr wedder hell Dag — aber von dat ganze Dorp wörr von wieden keen Hus, keen Bom, keen Busch mehr to sehn.

De Pestor güng wedder üm.

As he aber'n Ennlang gahn harr, do seech he upp de Stä, wo dat Dorp stahn harr, eenen groden blanken See.

Un'n Deber aber von den nee'en See sünd he sine Bibel weder, de he in sinen Arger un de Al in de Döng vergeeten harr.

Se wörr von dat Water andraben un wörr dat Tenzigste, wat ut dat Dorp rett' wörr . . .

De See is uppstuns woll nich mehr so grot as fröher un is woll to'n Deel all wedder towüssen.

Aber eene deepe Ruh'n is dor noch von nahbleeben.

De is so deep, dat se oot nich mit Binnelbom afftogrinnen is. Un bet vondag heet düsse Ruh'n noch dat Sünnermahl.

## Aus der Wifingerzeit.

Die Hansestadt Bremen strebte im Mittelalter mit großer Zähigkeit und Energie darnach, sich die Herrschaft über den Weserstrom, ihren Weg zur „salzen See“ zu erhalten, und sie hatte ihre guten Gründe dazu; denn an einer solchen wichtigen Wasserstraße, worauf der Weltverkehr hin und her statet, war schon damals gut wohnen, wie es noch heute der Fall ist.

Aber eine solche günstige Lage birgt für die Ortschaften auch wiederum große Gefahren; denn unsere schiffbaren Ströme sind und waren zugleich die Einfallstore unserer Feinde. Solange noch die starken Weserforts die Unterweserorte deckten, war der Gedanke an einen kriegerischen Ueberfall, selbst während des Krieges, dem jezt lebenden Geschlechte ziemlich fern gerückt; aber jezt, wo diese Schutzwerke wehrlos gemacht worden sind, wer dächte nicht mit Bangen an einen Zukunftsriegel!

Noch weit furchtbarer war die Lage der Unterweserorte Lehe, Geestemünde und Wulsdorf in jenen frühen Zeiten, als jeder feindliche Einfall, jede Eroberung unseres Heimatgebietes noch mit Plünderung und Vertilgung der Einwohner verbunden war, selbst noch im 9. und 10. Jahrhundert, als hier im Lande schon das Christentum herrschte, die normannischen Wifinger aber, die mehr als zwei Jahrhunderte lang die friesischen, sächsischen und fränkischen Küsten in Schrecken versetzten, dem sittenmildernden Einfluß der neuen Heilslehre noch nicht unterlagen.

Die nordische Dichtung alter und neuer Zeit hat versucht, durch den rosigten Schimmer der Heldenpösie diese Schreckenszeit zu verklären, während die nordischen Forscher längst der Wahrheit die Ehre gegeben und nachgewiesen haben, daß dieser Farbenschein nichts anderes ist „als eine Mischung von Blut und Tränen“.

Die Wifingerfahrten haben sich, abgesehen von einigen, die höheren politischen Zwecken dienten, im Lichte der Geschichtsforschung als ein Streifen auf Mord und Plünderung erwiesen, in einer Zeit, wo überall nur das Gewaltrecht des Siegers herrschte. Wehe den Küsten, denen sich die leichten, nicht mehr allein durch Ruder, wie in der Völkerwanderungszeit, sondern auch schon durch Segel bewegten Schiffe der Wifinger naheten! Brennende Städte, Dörfer und Klöster, Raub und Mord bezeichneten die Stätten ihrer Landung.

Wenn uns die Chronisten in ihren Berichten über die Wifingerereignisse auch nicht direkt die Namen unserer Ortschaften nennen, so ist doch ohne weiteres anzunehmen, daß auch sie nicht verschont geblieben sind. Gerade die Geestemündung dürfte ein beliebter Landungsplatz der nordischen Scharen gewesen sein; denn während das Land Wursten und die oldenburgischen Küsten der Außenweser durch breite Watten und Sandbänke geschützt sind, geht hier das Fahrwasser der Weser dicht am Ufer hin, und die Geest bot deshalb die erste bequeme Landungsstätte am Strom wie an der Elbe das Land Hadeln. Die fetten Rinderscharen auf den damals noch uneingebeichten Marsch-

weiden unserer Gegend werden sicher die Raublust geweckt und zum Angriff auf die Bewohner des schutzlosen Oestrandes gereizt haben.

Das Schlimmste, was die Unterwesergegenden von den Askomannen, wie die normannischen Wikinger später genannt wurden, zu erdulden hatten, wird uns aus dem Jahre 994 berichtet, und zwar von einem Zeitgenossen, dem Bischof Dittmar von Merseburg, der den gleichzeitigen Einfall einer anderen Schar in die Elbe miterlebte.

Es war im Juni j. Js., als die Bewohner der Unterwesergegenden durch eine Flotte, wie sie bis dahin wohl noch nie in einer solchen Größe in die Weser eingelaufen war, in Schrecken versetzt wurden. Die Zahl der feindlichen Krieger soll sich, wie der Chronist berichtet, auf 20 000 belaufen haben. Beide Ufer der Unterweser wurden bis nach Lesum hinauf verwüstet und ausgeplündert.

Als sich diese Schar dann mit der in die Elbe eingedrungenen vereinigen wollte, wurde sie durch einen sächsischen Edelmann, namens Herward, der ihr als Wegwaiser dienen mußte, in die unwegsamen Moorsümpfe unweit Bremerördes geführt und fand hier ein unrühmliches Ende. Die Flotte ihrer Genossen war schon vorher auf der Elbe vernichtet worden. So wurde unsere Heimat damals von der drohenden Gefahr in kürzester Zeit befreit. Was aber wäre wohl aus unseren nordwestdeutschen Küstenländern geworden, wenn es den beiden Heerscharen gelungen wäre, sich unter der Führung des verwegenen Dänenkönigs Swen Tveslag zu vereinigen?

Die Normannengefahr des Jahres 994 war zwar noch nicht die letzte, als aber am Schluß dieses Jahrhunderts das Christentum fast gleichzeitig in Norwegen, Dänemark und Schweden festeren Fuß zu fassen begann, bahnten sich andere Verhältnisse in den drei normannischen Reichen an, wodurch allmählich dem kriegerischen Geiste ihrer Völker der Boden entzogen wurde.

Fr. Pleitke.

## Dringliche Aufgaben des niedersächsischen Heimatschutzes.

Von  
D. Steilen, Bremen.

Es fehlte in Niedersachsen bisher an einer großzügigen Lösung aller Fragen, die in das Gebiet des Heimatschutzes fallen. Wohl wurde an einzelnen Orten gutes geleistet, aber es fehlte die Stelle, die solche Gedanken und Anregungen für das ganze Land fruchtbar machte. Das soll in Zukunft besser werden. Nach längeren Verhandlungen wurden Anfang Oktober auf der Hauptversammlung des niedersächsischen Ausschusses für Heimatschutz (Sitz Hannover) die Sitzungen den Zeitverhältnissen gemäß geändert; dem Ausschuss müssen fortan alle Vereine, Behörden usw. in ganz Niedersachsen angegliedert sein, wenn sie im Deutschen Bunde Heimatschutz vertreten sein wollen. Nur durch solchen Zusammenschluß kann der Heimatschutzgedanke nachhaltig vertreten werden. Dem Ausschuss liegt es ob, die Lösung wichtiger Fragen anzuregen und gangbare Wege aufzuzeigen. Und es ist mancherlei, was schnellstens in Angriff genommen werden muß.

Als erstes ist die Kriegererziehung zu nennen. Es wurde bisher kein Versuch unternommen, diese Angelegenheit in großzügiger Weise anzufassen. Wie Pilze schießen die Kriegerdenkmäler auf dem Lande aus der Erde. Und noch wird an sehr vielen Orten geplant oder gebaut. Es ist für den heutigen Kulturstand tief beschämend, daß wir nicht eine Form gefunden haben, die vor dem Urteile der Zukunft Bestand hat. Das Kriegerdenkmal von 1870 war häßlich, das des Weltkrieges ist nicht viel besser. Der Heimatschutz begehrt einen nie wieder gutzumachenden Fehler, wenn er nicht sofort noch eingreift. Es läßt sich noch manches Unheil verhüten, sowohl was die Wahl des Platzes als auch die Ausführung anbelangt. Ich kam kürzlich in einen Ort (Stubbek), der das Kriegerdenkmal unmittelbar vor dem Ausgange des Bahnhofes aufstellen wollte, damit nur ja jeder Reisende sehen kann, was die Dorfbewohner doch alles können. Solche Irrwege, die weitab von einer geziemenden Heldenehrung liegen, müssen unmöglich gemacht werden.

Die Ueberlandzentralen, die besonders in Nordhannover ihr Netz ausspannen, zerstören damit viele Schönheitswerte. Sowie das ohne zwingenden Grund geschieht, haben wir alle Ursache, darüber zu wachen, daß erhalten bleibt, was nur möglich ist. Kommt man aber hinaus auf die Dörfer, so sieht man dort Unglaubliches. Bäume, die ohne Not gekappt sind, Häuser, die durch Träger entstellt sind oder durch Masten und Drähte verunziert wurden. Am grausamsten aber sind die Eingriffe in das Landschaftsbild. Von Soltau aus wurde vor etlichen Monaten geklagt, daß von den Leitungen das Böhmetal in störender Weise durchschnitten wird. Besseres ist die Entstellung der Osterstader Marsch. Um die Städte an der Wesermündung zu erreichen, wurde die Leitung von Farge aus, wo sie die Weser überquert, in schnurgerader Linie durch die Marsch geführt in etwa 30 Kilometer Länge. Wie ein blasser Strich zieht sich die Mastenreihe durch die Weiden. Daneben laufen noch die Leitungen für die Marschdörfer. Wer die

Marsch seit etlichen Jahren nicht sah, wird sich an den Kopf fassen und fragen: Wie war solches nur möglich? Und dann die Ortsbilder! Ich sah Anfang Oktober, wie in Soltau das Ortsnetz gebaut wurde. Als Träger wurden an den Häusern solch häßliche Eisen angebracht, daß sie an Geschmacklosigkeit kaum noch zu überbieten sein dürften; auf der einen Seite legte der Maler die Giebel in frohe Farben, auf der anderen die Entstellungen durch den Elektriker. Abscheuliche Beispiele gibt es genug; wir möchten nun auch gern mal Erträgliches und Schönes sehen. Daß die Schalthäuser auf ihre Umgebung Rücksicht nehmen, betrachten wir als selbstverständlich und wollen gern anerkennen, daß es durchweg geschieht. Wir fordern aber, daß in allen Teilen nach den Grundsätzen des Heimatschutzes verfahren wird. Der Heimatschutz selbst muß dieser Angelegenheit baldigst seine ganze Aufmerksamkeit widmen; denn die Gefahr ist noch längst nicht beseitigt. Im Regierungsbezirk Stade wurden bisher 200 Dörfer angeschlossen, und 60 werden noch folgen.

Und noch ein Drittes. Bei der wieder auflebenden Bautätigkeit muß eine gute Bauberatung ins Leben gerufen werden. Unsere Architekten und Baumeister sind durchweg so geschult, daß sie gut und schön bauen möchten; aber ihr Wissen scheitert, wie wir von berufener Seite hören und glauben müssen, an dem Willen des Auftraggebers. Immer wieder vernehmen wir Klagen, daß auf dem Lande wenig auszurichten sei. Im Augenblick kann da nur eine verständnisvolle Bauberatung helfen. In diesen Stellen kann, besonders, wenn die Behörden sie unterstützen und gegebenenfalls durch sanfter Druck noch etwas nachhelfen, doch manches Uebel beseitigt werden. Durchgreifende Hilfe läßt sich nur erzielen, wenn der Heimatschutz dankt und mit ihm der Heimatschutz Allgemeingut geworden ist.

Unsere ganze Heimatbewegung aller Tagungen, Feste usw. die Kreise noch längst nicht erfasst, die getroffen werden müssen. Das mag hart klingen, muß aber einmal offen ausgesprochen werden. Wir müssen tiefer schürfen. Die heranwachsende Jugend muß mit Heimatgeist durchtränkt werden; es gilt, den Jungen und Mädchen die Augen zu öffnen für die Schönheit der Heimat. Haben sie erst deren Wert erkannt, dann werden sie auch festhalten, was sie besitzen. Es wird besser werden, wenn in den Schulen die Gedanken August Tiedensburgs, des Göttinger Schulmannes, verwirklicht werden, der soeben in einem prächtigen Buche „Bildender Geschichtsunterricht“ für einen Geschichtsunterricht auf heimatischer Grundlage eintritt und in seinem Heimatkalender den Heimatgedanken auch in die ärmste Familie trägt. Die ganze Jugendpflege muß auf gleicher Grundlage aufgebaut sein. Vorbildlich erscheint mir da die Arbeit der staatlichen Jugendpflege im Regierungsbezirk Osnabrück, die durch den Bezirksjugendpfleger Rektor Röhrs eine Jugendzeitschrift, die den bezeichnenden Namen „Heimatsfreund“ führt, herausgeben läßt. Das sollte in allen Bezirken geschehen!

Unentzählich aber ist es, daß die landwirtschaftlichen Schulen — in der Provinz Hannover bestehen deren etwa 50 — ihre Schüler mit dem Heimatschutz vertraut machen. Ein Bauer, der die Schönheit seines Hofes erfasst, die Vorzüge des Niedersächsenhauses kennt, schlägt keine Eichen um des Geldes willen und wird niemals ein Haus im Schweizerstil bauen.

## Der Bitterling.

Vor Jahren brachten mir Schüler in Hartwarden bei Rodenkirchen für unser Schulaquarium wunderhübsche, kleinfingerlange Fische, und später fing ich dort in tieferen Gräben noch mehr derselben Art. Vergeblich bemühte ich mich, die Fischlein nach den analytischen Beschreibungen der „Wirbeltiere des Herzogtums Oldenburg“ von Wiepken und Greve zu bestimmen, die mich sonst nie im Stiche gelassen hatten, und schließlich tröstete ich mich damit, es werde eine Abart oder eine abweichende Form von einer Weißfischart sein, und zwar im Jugendstadium. Sie hielten sich lange im Aquarium und machten uns durch ihr munteres Wesen viele Freude, doch konnten wir trotz reichlicher Fütterung mit kleinen Regenwürmern kein nennenswertes Wachstum bemerken. Nun, daran konnte der enge Behälter schuld sein. Auffällig blieb aber auch die wundervolle Färbung, die einige der Fische im Frühjahr annahmen. Dann schillerten die sonst silbernen gefärbten Körperseiten in allen Farben des Regenbogens. Ferner traten bei einigen Exemplaren lange blaßrötliche Schläuche aus dem After hervor, die aber bald wieder verschwanden, um später wieder hervorzutreten. Wir hielten sie für das unverdaute Hautskelett von den verschlungenen Regenwürmern. Erst viel später brachten mich Abbildungen und Beschreibungen der Lebensweise des Bitterlings darauf, daß wir es vielleicht mit diesem kleinen merkwürdigen Fische zu tun gehabt hatten, und als ich nun auf einem Streifzuge durch Stadland und Butjadingen auf den Bitterling sahndete, gelang es mir tatsächlich, ihn in größerer Anzahl an dem Feldwege von Hoffe über Enjebur nach Abbehausen zu fangen. Später fand ich ganze Scharen Bitterlinge in einem Graben bei Dölgönn. Damit ist also das Vorkommen dieses Zwerges unter den Fischen in unserer heimischen Fauna festgestellt, und das Fischverzeichnis von Wiepken und Greve ist um diese Art zu vermehren. Als Nächstes kommt dieser Pipisag wegen

seiner Kleinheit und des bitteren Geschmacks seines Fleisches kaum in Betracht, aber er verdient ganz besonderes Interesse wegen seiner eigenartigen Brutpflege. Er bringt nämlich seine Eier in der Kiemenhöhle von Muscheln unter, indem das Weibchen dieselben mit einer schlauchförmigen Vegeröhre — die ich früher eben für eine unverdaute Warmhaat gehalten — durch den Atemschlit der Muschel in deren Inneres gleiten läßt.

Wo der Bitterling zwischen den größeren Süßwassermuscheln die Auswahl hat, scheint er die Malermuschel als Nische zu bevorzugen, jedoch finden sich seine 3 Millimeter langen, 2 Millimeter dicken, gelben Eier auch in den Kiemen der dünn-schaligen Teichmuschel, und in unseren Marschgräben steht ihm wohl nur diese zur Verfügung. Wo keine größeren Muscheln in den Gewässern vorkommen, kann auch der Bitterling sich nicht fortpflanzen. Die Jungen verlassen nämlich die Eier so früh, in so unentwickeltem Zustande, daß sie des geschützten Aufenthaltes in der Muschel bedürfen, die ihnen durch die Flimmerbewegung der Kiemen, in deren Falten sie sich aufhalten, stets frisches Wasser und auch Nahrung in Gestalt winziger Tierchen zustrudelt. Bis zur Länge von 11 Millimeter wachsen sie hier heran, anscheinend ohne ihrer Wirtin irgend welche Beschwerden zu verursachen. Um Mitte Mai etwa verlassen die ersten Fischchen die Muschel durch deren Muschelloffnung und sind imstande, sich im freien Wasser zu ernähren.

Da sich sowohl der Bitterling als auch die Fluß- und Teichmuschel ohne Schwierigkeit im Aquarium halten lassen, so kann man die hochinteressanten Vorgänge bei der Eiablage und Brutpflege im Zimmer bequem beobachten.

Der Bitterling entzieht sich durch seine Kleinheit gar leicht der Beobachtung des Forschers. Er ist nur mit engmaschigem Reze zu fangen. Manchmal wird er auch für eine junge Karausche durchgehen, der er in der Gestalt ähnelt. Er unterscheidet sich aber von ihr durch die kürzere Rückenflosse, die gerade über der gleich langen Afterflosse steht und wie diese meist 12 (auch wohl 13) Strahlen hat. Bezeichnend ist ferner ein grüner glänzender Längsstreifen an den Leibeseiten, der sich von der Körpermitte bis zum Schwanz erstreckt. Die Flossen sind blaß-rötlich, und die Rückenflosse ist ganz, die Schwanzflosse am Grunde mit schwärzlichem Farbstoffe bedeckt.

Ohne Zweifel kommt der Bitterling noch an anderen Orten im Unterseergebiet vor, höchstwahrscheinlich z. B. in toten Flußarmen an der Hunte, Weser, Ochtum usw., wo viele Muscheln und Wasserpflanzen vorhanden sind. Es würde mich sehr freuen, wenn meine Vermutung durch Mitteilungen von Naturfreunden aus dem Lande bestätigt würde.

H. Schütte, Oldenburg i. Gr.

## „— seggt de Buhr —“

Der gesunde Mutterwitz unseres Volkes hat im Sprichwort einen kristallhellen Niederschlag gefunden. Bei aller Kürze und Treffsicherheit sind diese Wörter überaus anschaulich. Was das plattdeutsche Sprichwort noch besonders auszeichnet, ist eine Spottbitterkeit, die im Hochdeutschen ihresgleichen sucht. Wer unser Volk kennt, wird sich nicht wundern, da mancher derben Redensart zu begegnen; aber derb ist noch längst nicht zotig. — Eine ganz besondere Art bilden die Anführungs-sprichwörter, in ihnen wird die Weisheit einem Menschen oder Tiere in den Mund geschoben. Man könnte diese Sprichwörter als kleinste Fabeln ansprechen, wenn man an Lessings Erklärung der Fabel denkt, nach der ein allgemein moralischer Satz auf einen besonderen Fall zurückgeführt, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit verliehen und eine kleine Geschichte daraus gedichtet wird, in der man den allgemeinen Satz anschauend erkennt. Der Volksmund läßt nun solche Wahrheiten gern durch den Bauer aussprechen. Hören wir, was ihm alles in den Mund gelegt wird!

Mit di will ic woll klar wehrn, sä de Bur, leßt du reegen, denn föhr ic Meß. Usen Herrgott is nich to troen, sä de Bur, do mal he sin Hau upn Sonndag. Mi kanns du woll entloopen, ower usen Herrgott nich, sä de Bur, as de Boß mit de Goos wegleep. Düchtig Meß unner, seggt de Bur, denn helpt Gottes Segen of. Us Herrgott will of nich luter Narren bi sich hebben, sä de Bur, as ehm sien klooten Jung dootbläben wehr. Irren is minschlich, sä de Bur to sien Fro, as he in'n Düstern de Wagd lüßt harr. Dat Nödigste toerst, sä de Bur, do prügel he sien Fro un let dat Perd in'n Grab'n liggen. Ic straf mien Fro mit gobe Wöer, seggt de Bur, do smit he ehr de Bibel an'n Kopp. Man mutt allens bruten, wo't good to is, seggt de Bur, do wisch he sich mit sien Fro ehr Schorten de Näs aff. Dor is dat Geld for de Roh, sä de Bur, do brocht he sien Fro säben Penning na Hus. Mannshand hört haben, sä de Bur, da fat he sien Fro an de Gorgel. Dat kost keen Geld, seggt de Bur, do tagel he sien'n Jungen. Reigt jo! sä de Bur, do harr he een Roh in'n Stall. Dat helpt vor de Müse, seggt de Bur, do stich he sien Hus an. Vicken kannst du mi woll, ower mit dien Hören muß du mi uter Bog bliewen, seggt de Bur. Schlichtweg Jan, sä de Bur, as he böpen teet, he schall man achtern Ploog. Wenn man lügg, mutt man in sien egen Geldbüdel leegen, seggt de Bur. Oldmodig in'n Gang weg, dat de Haar upn Kopp lusen, sä de Bur to de Deensten. Wat nich allens vor Geld makt ward, sä de Bur, as

he een Ap to sehn kreeg. Jeder sünd wi nich, seggt de Bur, ower wi weet woll, wat good smekt. Aller Anfang is schwer, sä de Bur, do wull he sien Offen bi'n Steert in'n Stall treden. Man mutt mit'n Fortschritt leben, sä de Bur, as he upn Achtern lüßt. Jo se hefft ehr Not mit'n Studeern, sä de Bur, ic seh dat an mien Offen, dat Kopparbeit een swor Arbeit is. Von'n Gooden kann of toval kriegen, sä de Bur, do fullt ehm een Föhr Meß upt Dief. Dat harr ic nich dacht, sä de Bur, do full he von'n Wagen. Min Jungen schall Aokat wehrn, sä de Bur, siet he in'r School is, smakt he teen wahr Wort mehr. Wat sien mutt, mutt sien, sä de Bur, do verkofft he sien'n Offen un koftt sich een Brück. De Bookweeten is nich ehder säter, as bit he in'n Vieu is, sä de Bur, do full ehm de Pannflooken ine Msch. De wat rut hebben will, mutt erst wat rinstiten, sä de Bur, do fudder he sien Swien mit Speck. Ja! ja! seggt de Bur, wenn he nig mehr weet.

D. Steilen, Bremen.

## Der Teufel beim Skat.

(Eine Sage aus dem Vielande.)

In einem Dorfe des Vielandes stand vor Jahren eine Wirtschaft, die heute nicht mehr vorhanden ist.

In dieser Wirtschaft saßen am Weihnachtsabend drei Mann am Tische beisammen. Während ihre Angehörigen daheim um den brennenden Christbaum standen und die alten, lieben Weihnachtslieder sangen, dachten die drei nur an das Kartenspiel. Vor ihnen auf dem Tische lagen bereits die Karten, und der eine sagte eben:

Der vierte Mann muß her,  
und wenn es der Teufel wär.

Sein Wunsch sollte sich erfüllen; denn es dauerte nicht lange, da wurde die Tür geöffnet, und ein feingekleideter Herr trat ein. Er grüßte freundlich und bat in höflichen Worten, sich zu ihnen setzen dürfen. Seine Bitte wurde gern erfüllt, war nun doch der ersehnte vierte Mann da.

Ohne weitere Worte mischte der Fremde die Karten, teilte aus, und das Spiel begann. Es verlief zunächst ohne Störung.

Da wurde bei einem Spiel eine Karte vermisst. Einer der Spieler, derselbe, der den Teufel herbeigewünscht hatte, bückte sich, um die Karte, die unter den Tisch gefallen sein mußte, aufzuheben. Da bemerkte er, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Voll Grauen stiegen ihm die Haare zu Berge. Das ganze Sündhafte seines Tuns stand ihm mit einem Male deutlich vor Augen. Er hatte mit dem Teufel gespielt, während seine gute Frau daheim um ihren Mann gebetet hatte. Sein Gesicht war bleich und verstört, als er sich wieder aufrichtete.

Wortlos verließ er die Gaststube, auch die andern verschwanden schnell, der Teufel fuhr durchs Fenster aus.

Die Frau war nicht wenig überrascht, als sie ihren Mann auf der Straße einen Choral singen hörte. Als er dann in die Stube trat, langte er aus der Schatulle das Gesangbuch und sang Lieder daraus. Die Frau war innerlich tief bewegt und störte nicht die Andacht ihres Mannes. Bis spät in die Nacht hinein sang er fromme Lieder.

„Gottlob,“ dachte die gute Frau, „nun wird's besser werden.“

Und es wurde von der Stunde an besser. Der Mann mied die Wirtschaft, rührte die Karten nie mehr an und war liebevoll gegen seine Frau.

Auf dem Wirtschaftshause ruhte hinfort kein Segen mehr. Das Vieh gedieh nicht oder ging ein, und die Gäste blieben aus.

Heinrich Mahler, Geestmünde.

## „Holunder“.

Unter diesem dunkeln, althochdeutschen Namen verbirgt sich sich ein freundlicher, uns allen wohlbekannter Strauch, der Holunder, im Volksmunde auch „Flieder“ genannt. Die in flachen Trugbalden erscheinenden Blüten geben getrocknet den bekannten schweißtreibenden Fliedertee. Der aus den schwarzen Beeren gepresste Saft findet in der Küche mannigfache Verwendung. Fliedersuppe mit Sago, gewürzt mit Zimt und Zitronenschale, dazu Grießlöschchen oder in „Butter“ geröstete Semmelstückchen, ist eine gesunde, besonders von den Kindern sehr geschätzte Vorspeise. Weinsabrikanten benutzen den tiefroten Saft gerne zum Auffrischen bleichlicher Rotweine.

Fast in jedem älteren Garten finden wir einen oder mehrere Holundersträucher. Diese auffallende Erscheinung ist wohl zurückzuführen auf eine ungeschriebene Ueberlieferung aus grauer Vorzeit. Die alten Germanen pflanzten den Hollerbaum in die Nähe ihrer Wohnstätten, da nach ihrem Glauben der heilige Baum das Gebäude vor Feuergefahr und das Vieh vor Seuchen schützte. In unserer Heimat kommt der Holunder auch zerstreut in den Wäldern vor; dort liefern seine Beeren ein gutes Herbst- und Winterfutter für unsere Stand- und Strichvögel.

In bergigen Gegenden begegnen wir oft einem Vetter des schwarzen Holunders, dem Traubenholunder. Seine lebhaft rot gefärbten Früchte sind sehr fettreich und geben getrocknet ein vorzügliches Hühnerfutter. F. Müller, Bremerhaven.